Leseprobe

»Verborgene Texte des Lebens«

Dieter Wellershoff – ein Lesebuch

Herausgegeben
von
Werner Jung

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2022

Abbildungen auf dem Umschlag:
Dieter Wellershoff auf einer Brücke in Honnef, 1929 und 2000.

Die Erarbeitung und Drucklegung des Bandes haben gefördert:
die Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz,
die Kunststiftung NRW,
die Stadt Neuss – Kulturamt.

Akademie
der Wissenschaften
und der Literatur
Mainz

Kunststiftung
NRW

STADT NEUSS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2022
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: Hubert & Co, Göttingen
Alle Rechte vorbehalten

Print ISBN 978-3-8498-1786-2
E-Book ISBN 978-3-8498-1787-9
www.aisthesis.de

Inhalt

Werner Jung
Das Leben – eine Versuchsstrecke, die Literatur – ein Probierfeld.
Ein Vorwort *9*

1. Kindheit und Jugend

»Wohnungen, Umgebungen« (1984) [Auszüge] *19*
»Kindheit« (1984) [Auszüge] *25*

2. Kriegsjahre

Brief an die Eltern, 29.12.1944 *45*

Killing fields *48*
Ach so ist das! *49*
Das Kainsmal des Krieges. Laudatio für Hannes Heer *51*
Illusionen und Manipulationen einer wankenden Macht.
Ein Blick auf die letzten Kriegsjahre *60*

3. Neuanfang. Nachkriegszeit und Wirtschaftswunder

»Wohnungen, Umgebungen« (1984) [Auszüge] *67*

Brief an die Schwiegermutter, 6.6.1956 *80*
Brief an Jürgen P. Wallmann, 20.1.1959 *82*
Brief an Ilse Benn, 17.2.1959 *84*

Auch-Politiker (Gedicht) *87*
Die überlegene Methode *89*
Konversation machen *92*
Geist der Sprache *94*

4. Die Lektoratsjahre und der schriftstellerische Beginn

»Wohnungen, Umgebungen« (1984) [Auszüge] *99*

Brief an die Redaktion des Stern, 23.12.1960 *109*
Brief an Günter Herburger, 20.10.1966 *111*
Brief an Günter Steffens, 9.12.1966 *113*
Brief an Benno von Wiese, 15.3.1967 *115*
Brief an Irma Wilke, 19.4.1967 *117*
Brief an Walter Siegfried, 12.6.1967 *118*
Brief an Joachim Fuhrmann, 9.3.1970 *120*
Brief an Wolfgang Iser, 4.9.1970 *122*
Brief an Elisabeth Endres, 11.9.1970 *123*
Brief an Ewald Lütge, STERN, 3.12.1970 *125*
Brief an Manfred Windfuhr, 10.2.1971 *127*
Brief an Kay Hoff, 26.3.1971 *129*
Brief an Olaf Schwencke, 5.5.1971 *131*
Brief an Karin Bökamp-Struck, 19.5.1971 *132*
Brief an Dorothea Oppenheimer, 19.5.1971 *134*
Brief an die Weidigschule, 28.6.1971 *136*
Brief an Gabriele Brandstetter, 25.1.1978 *140*

5. Der freie Autor

»Wohnungen, Umgebungen« (1984) [Auszüge] *147*
Nachtspaziergänge in der Südstadt *158*

Brief an Martin Wiebel, 23.3.1983 *172*
Brief an Martin Wiebel, 5.5.1984 *174*
Brief an Martin Wiebel, 3.2.1986 *176*
Brief an Helmut Kohl, 13.12.1988 *179*
Brief an K., 14.12.1988 *183*
Brief an Hanns Schmitz, 2.3.1997 *186*

»Ungeschriebene Geschichten« *188*
Die Schlachtordnung *188*
Kurze Abweichung vom Wege *189*
Das Bild / Das Ideal *190*
Eine selbstverschuldete Niederlage / Kurzgeschichte *191*
Lebendig begraben / Untergeschobene Kinder *192*
Erzählung: Der (unheimliche) Nachbar *193*
Die Außenseiter *195*
Herbstfeuer *198*
Der Lokomotivführer *202*
Die Befreiung (Die Ankündigung) *203*
Die Betrüger *204*
Beobachtungen, Impressionen *207*
Die Tanzenden / Die Mutter *209*
Beobachtungen, Impressionen *215*
Die Verzweiflung *216*

6. Das Alter

Brief an Ruth Rehmann, 11.3.2001 *219*
Brief an Irma Drerup, 22.11.2001 *221*
Brief an Irma Drerup, 31.12.2001 *224*
Brief an Günter Grass, 1.3.2007 *227*
Brief an T. D., 13.10.2010 *228*
Brief an Manfred Durzak, undatiert *231*
Brief an Richard Riess, 28.5.2013 *233*
Brief an Richard Riess, 4.7.2013 *235*

Inszenierung eines Traumpaares *246*
Entgrenzung und das Ende der Repräsentanz *253*
Das andere Amerika. Erschreckende Spiegelbilder *260*
Sehen und Hören *262*
Ende einer Freundschaft *265*
Das Schweigen der alten Kirchen *269*

7. Coda

Das Selbstseinkönnen. Eine Wegbeschreibung *285*

Irene Wellershoff
»So resigniert bin ich nicht, dass ich Komödien schreibe«
Erinnerungen an meinen Vater *319*

Kommentare *330*

Dieter Wellershoff
Leben und Werk in chronologischer Übersicht *338*

Überlieferung und Drucknachweise *342*

Verzeichnis der Abbildungen *346*

Abkürzungen und Siglen *350*

Werner Jung

Das Leben – eine Versuchsstrecke, die Literatur – ein Probierfeld

Ein Vorwort

1.

Die Idee zu diesem Buch ist schon älter. Erste Überlegungen zu einer reinen Briefausgabe entstanden im Zusammenhang der Planung zu den letzten drei Bänden von Dieter Wellershoffs Werkausgabe im Kiepenheuer & Witsch Verlag. Nachdem ich gemeinsam mit dem befreundeten Kollegen Jochen Schubert auf die Briefkonvolute Wellershoffs im Kölner Stadtarchiv gestoßen war, die dort im Vorlass des Schriftstellers wie auch bei den Archivalien des Verlags Kiepenheuer & Witsch verwahrt wurden, hatten wir die Idee zu einer kommentierten Briefauswahl. Einige dieser Briefe sind abgedruckt im Band »Literatur ist gefährlich. Dieter Wellershoff zum 85. Geburtstag« (Bielefeld 2010). Doch Dieter Wellershoff selbst reagierte zögerlich, dann ablehnend – in der irrigen Annahme, dass es sich doch lediglich (in überwiegendem Maße) um Geschäftsbriefe handle, die – in der Hektik des Tagesgeschäfts als Lektor geschrieben – niemanden wirklich interessieren können. Dennoch wirkten unsere anfänglichen Überlegungen nach, denn Dieter Wellershoff entschied sich dafür, in einer eigenen Sektion des letzten, neunten Bandes seiner Werkausgabe Briefe aufzunehmen – allerdings nur solche aus den Jahren 2005-2011, und solche zudem, die übers Geschäftliche oder nur Private ins Grundsätzliche hinauswiesen. Dann ist die Idee liegen geblieben, um nach dem Tod des Schriftstellers und einer Briefrückholaktion erneut aufzukommen. Nur – die erneute Sichtung alles vorhandenen Briefmaterials machte zugleich auf große Zeitlücken innerhalb der Überlieferung aufmerksam: Während aus Wellershoffs Jahren bis Ende des II. Weltkriegs nahezu keine Briefzeugnisse erhalten sind und auch aus der Zeit des Studenten und jungen Journalisten bis Ende der 50er Jahre nur

einzelne Briefe vorliegen, sind die 60er bis 80er Jahre – die Zeiten als Lektor und Autor – gut dokumentiert. Eine solcherart beschaffene Briefedition würde also sehr ungleichmäßig ausfallen, einige Zeiträume ausblenden, andere überproportional aufs vermeintlich bloß Geschäftliche einschränken.

Auf Wunsch von Wellershoffs Kindern, insbesondere der ältesten Tochter Irene sollte in der Kölner Wohnung auf der Mainzer Straße der Nachlass daraufhin überprüft werden, ob es nicht weitere Korrespondenzen und auch Texte gebe. Und tatsächlich förderten ausgedehnte Aufräumaktionen eine Vielzahl von Typoskripten und Manuskripten unpublizierter Texte zutage, die sich in Kisten und Kartons im Arbeitszimmer, aber auch noch im Flurbereich befanden. Darunter ebenfalls – wiewohl abzählbar wenige – Briefe bzw. Briefentwürfe. Nach diversen Gesprächen mit Irene Wellershoff und ihrem Mann Bodo Witzke, dessen besonderes Augenmerk auf die Bergung fotografischen Materials gerichtet war, schälte sich eine neue Idee oder vielmehr ein anderes Konzept für ein Buch heraus. Wie wäre es, wenn das disparate Briefmaterial – epistolographisch gesprochen: das heterogene Konvolut aus persönlichen sowie Geschäftsbriefen neben beeindruckenden Briefen ästhetisch-poetologischen Zuschnitts, die das Ausmaß eines Essays annehmen – noch mit weiteren persönlichen Zeugnissen, Fotografien, Gelegenheitstexten und Trouvaillen aller Art sowie (entlegenen bzw. unveröffentlichten) Texten von der Glosse über die Rezension und den Essay bis zur Erzählung und Erzählfragmenten angereichert würde? Wenn also eine Art Lesebuch dabei herauskäme, das neben der persönlich-biographischen Entwicklung auch ein Porträt des Schriftstellers (nicht nur als jungen Mann) vermitteln könnte.

So ist schließlich dieser Band entstanden, der versucht, die verschiedenen Stationen und Entwicklungslinien Dieter Wellershoffs einzufangen – eines Menschen, Schriftstellers, Medienautors und Intellektuellen, dessen Vorstellung es war – spätestens nach seiner ›Wiedergeburt‹ nach dem Ende des Faschismus –, dass im Leben ein faszinierender »ganzer Horizont der Möglichkeiten« gegeben ist, dem die Literatur »in all ihren unterschiedlichen Formen vom Roman über die Lyrik zum Essay (...) zur vertieften Darstellung und Wahrnehmung« verhilft. (So Wellershoff 2007 im Gespräch mit Peter Clös unter dem Titel »Ein Horizont von Möglichkeiten«, in: W8. S. 940-955, Zitate S. 946 und 951f.)

2.

Was kann ich überhaupt noch sagen zu oder über Dieter Wellershoff, das ich nicht schon längst gesagt und geschrieben habe? – Wir haben uns gut gekannt, einige Jahrzehnte, und wir haben zahllose Gespräche miteinander geführt, meist in Dieters Arbeitszimmer, meist am späten Nachmittag, frühen Abend. Über Gott und die Welt, nein, präziser: über die Welt ja und wie man sie nicht nur begreifen, sondern darstellen kann, theoretisch ebenso wie sinnlich-plastisch, auf den Feldern der Wissenschaft wie auf denen von Kunst und Literatur. Wie man die Welt und die Menschen erzählen kann. Hier und heute. Eben jetzt, ganz gegenwärtig. Die Historie hat ihn zwar interessiert, klar, vor allem im Blick z. B. auf die Geschichte des Romans, aber als Vorlage für die eigene literarische Produktion – vielleicht im Sinne Theodor Fontanes, der vom historischen Roman als etwas gesprochen hat, das mindestens zwei Generationen zurückliegen müsse – nein, gar nicht. Vielleicht liegt das an der historischen Zäsur von 1945, an der Niederlage des NS-Faschismus und dem Geschenk der Wiedergeburt, als die Wellershoff und zahlreiche andere Generationsgefährten das Kriegsende erlebt haben. Der 8. Mai 1945 als Tag, an dem ein zweites Leben beginnt. Jetzt geht es um den Neuanfang, um neue Orientierungen, ein anderes Denken und einen anderen Ausdruck. Es winken die verlockenden Kirschen der Freiheit – scheinbar grenzenlose Möglichkeiten. Aber auch die dunklen Kehrseiten scheinen immer wieder auf: weniger in Gestalt der Ewiggestrigen, die es natürlich auch weiterhin gibt, Verbohrte, die den Verlust des Absoluten nicht verschmerzen können, sondern hinsichtlich der großen Menge, die die Chancen einer Befreiung – auch zur persönlichen Entfaltung – nicht wahrnehmen kann. Die vielmehr ängstlich vor der Orientierungslosigkeit kapituliert und – soziologisch gesprochen – den ›Kontingenzschock‹ nach dem Ende des II. Weltkriegs nicht erträgt.

Was habe ich nicht alles bereits über Dieter Wellershoff gesagt und geschrieben?! – Ich habe seine Bücher rezensiert, Aufsätze, Vorträge und Reden verfasst, eine Festschrift verantwortet, bei der Werkausgabe mitgewirkt und – vielleicht als Summe meiner Überlegungen – die Monographie »Im Dunkel des gelebten Augenblicks« vorgelegt, deren sprechender Titel pointiert bündelt, worin ich das schriftstellerische Ringen Dieter Wellershoffs über die Jahrzehnte hinweg erkenne: im literarischen Text die Vielfältigkeit des Lebens über sich selbst allererst (nun muss die Formulierung doch fallen) ›aufzuklären‹. Literatur, und ich zitiere jetzt

eine längere Passage aus meiner Laudatio für Dieter Wellershoff anlässlich der Verleihung des Breitbach-Preises der Mainzer Akademie, ist gefährlich. »Literatur ist entweder gefährlich oder trivial. Man könnte auch sagen, daß sie nur als gefährliche existiert. Im andern Falle bleibt sie bloße Konfektionsware, die sich zwar gut verkaufen und konsumieren läßt, aber restlos dann auch verschwindet – im besten Fall im und als Altpapier. ›Literatur, die etwas taugt, ist gefährlich‹, schreibt Dieter Wellershoff an einer Stelle seines Buches »Der verstörte Eros. Zur Literatur des Begehrens«, ›denn sie rührt an die Sprengsätze der menschlichen Existenz. Sie kann gefährlich sein für den Leser, weil sie ihn mit Erfahrungen konfrontiert, die er in den Routinen und Begrenzungen seines alltäglichen Lebens gewöhnlich zu vermeiden versucht. Und sie ist vor allem gefährlich für den Autor, der sich (...) in ihrem Dienst auf eine Höllenfahrt begibt, dabei allerdings in ihr einen mächtigen Schutz genießt. Denn in ihr verwandelt er auch die Irrtümer, Niederlagen und Verletzungen seines Lebens in eine Erfahrung der Kompetenz.‹ (...) Literatur ist für alle, die sie betrifft, gefährlich – wenn auch auf unterschiedliche Weise, wenn auch in verschiedenen Intensitäten. Es geht schließlich um die Existenz. Der Autor schreibt um sein Leben, und dem Leser geht dabei möglicherweise ein Licht auf: Ach, so ist das – so könnte man die Dinge auch betrachten. Literatur, darauf hat Dieter Wellershoff schon früh in poetologischen Reflexionen hingewiesen und mit Nachdruck insistiert, stellt so etwas wie einen ›Simulationsraum‹ oder eine ›Probebühne‹ dar, auf der lebenswichtige, noch radikaler: überlebensnotwendige Probleme und Konstellationen verhandelt werden. Literatur ist nicht das Leben, sondern – um eine Formulierung Georg Simmels hier zu verwenden – immer ›Mehr-Leben‹ und ›Mehr-als-Leben‹. Denn in ihr wird das Leben verschärft, werden krisenhafte Momente und Situationen aufgezeigt, werden Fallgeschichten und Geschichtsfälle demonstriert. In anderen Worten und recht verstanden: Literatur im Sinne Dieter Wellershoffs vermittelt Aufklärung über das Leben.« Das gilt für all seine literarischen Texte, für die Erzählungen, Novellen und Romane ebenso wie für die Hörspiele, Fernsehspiele und Filme. Es lässt sich eine Linie vom Hörspiel »Die Sekretärin« (1958), worin von Schwierigkeiten und Nöten, auch den Illusionen einer jungen, alleinlebenden Angestellten aus der Hochzeit im Wirtschaftswunderland der Bundesrepublik am Ende der 50er Jahre die Rede ist, bis zu den letzten Erzähltexten ziehen, die allesamt um die Altersproblematik – das Altwerden – kreisen und im Band »Das normale Leben« (2005) zusammengefasst sind. Um noch einmal aus der Laudatio zu zitieren: »Dieter Wellershoffs

Literaturverständnis ist ebenso produzenten- wie rezipientenorientiert: die Vorwürfe fürs Schreiben folgen seinen ›Gegenständen des Interesses‹, wie eine kleine Szenenfolge von Notaten, Aphorismen, Gedankensplittern und kurzen Erzählungen von 1985 heißt. Immer bildet das Leben dabei den dunklen Untergrund, ist es dasjenige, was Wellershoff eine Erfahrung nennt, das im Schreibprozeß dann verarbeitet, verdichtet und konzentriert wird. Das Leben, Welt und Gesellschaft, dies bringt Wellershoff als zentrale biographische Erfahrung nach Faschismus und Weltkrieg (...) als Hypothek in die neue demokratische Nachkriegsgesellschaft des Westens mit, müssen als offene dynamische Systeme begriffen werden. Es gibt keine Steuerungszentren, keine Teleologie, auch keine verbindliche transzendentale Heimat mehr für den einzelnen. Statt dessen existiert ein unübersehbares Beziehungsgeflecht aus Interaktionen, ein großer Wechselwirkungszusammenhang – mit Georg Simmel und der modernen Soziologie zu sprechen. Und das Leben, das wir tatsächlich führen – jeder einzelne von uns –, ›stellt nur eine besondere und in mancher Hinsicht zufällige Auswahl aus einem weiten Horizont unaktualisierter Möglichkeiten dar.‹« (Werner Jung: Geglücktes Unglück. Dieter Wellershoffs gefährliche Literatur, in: Literatur ist gefährlich. Bielefeld 2010. S. 7 u. 15)

3.

Dennoch ergeben sich immer wieder neue Perspektiven, tauchen andere Aspekte beim Lesen und Wiederlesen der Texte auf. Dass Dieter Wellershoff geprägt worden ist von einem bürgerlich-saturierten Umfeld, in dem Literatur, Kunst und Kultur nur wenig, dafür aber Ruhe, Behaglichkeit und ein moderater Wohlstand umso mehr bedeutet haben, das hat er selbst in den kurzen Prosaskizzen verdeutlicht, die sich mit seiner Kindheit und frühen Jugend beschäftigen. Und dass die unstillbare Sehnsucht nach Abenteuer und einer Verschärfung der eigenen existenziellen Lage dann für den Kriegsdienst den jungen Mann geradezu zwangsläufig bestimmt hat, wissen wir aus einer ganzen Reihe von Texten, allen anderen voran Wellershoffs Buch über den II. Weltkrieg, »Der Ernstfall« (1995). Darin wird nachvollziehbar beschrieben, wie aus anfänglicher Abenteuerlust zunächst Distanz, schließlich Skepsis und Ablehnung wachsen. Dann das Ende des Faschismus, die Befreiung; und es eröffnet sich ein gigantisches Feld an Möglichkeiten: das Studium querbeet durch die philosophische Fakultät an der Bonner Universität, die Begegnung mit

Maria von Thadden, seiner späteren Frau, Familienplanung, Schreibexperimente und das Erproben von journalistischen ebenso wie literarischen Formen. Auch dazu hat sich Dieter Wellershoff mehrfach geäußert, insbesondere im umfangreichen biographischen Essay »Wohnungen, Umgebungen«, aus dem in unserem Lesebuch zentrale Abschnitte abgedruckt werden. Der Titel allein schon muss aufhorchen lassen, denn Dieter Wellershoff hebt auf den Gedanken des Raums ab, auf die – nicht nur für den Schriftsteller – lebensnotwendige Konstruktion eines eigenen Raums, eines Rückzugsraums, der als pièce de resistence gedacht ist, von dem aus allererst schriftstellerische wie intellektuelle Arbeit möglich ist. Theodor W. Adornos Diktum aus den »Minima Moralia« zum Trotz, der unter dem Titel »Asyl für Obdachlose« davon gesprochen hat, dass man nach den Verheerungen des Krieges und den Zerstörungen der Städte eigentlich nicht mehr wohnen könne, beharrt Wellershoff darauf, einen Privatraum zu schaffen und ein Privatleben zu führen, in dem der Familie ein zentraler Platz zukommt. Ohne Verklärung und christliche Überhöhung, nicht im konservativen Sinne, wonach der Unbehaustheit der Menschen im Nachkriegsdeutschland ein neu-altes Refugium entgegengehalten werden müsse, sondern durchaus im Verständnis der modernen Psychologie und Soziologie, die die Nachkriegsgesellschaft des Westens als dynamische und rasant wachsende beschreiben. In einem umfangreichen Zeitungsbeitrag hat Dieter Wellershoff die Entwicklung der 50er Jahre hellsichtig charakterisiert: »Arbeitsmethoden veralten rasch, die Bedürfnisse werden durch die Methoden der modernen Werbung beinahe beliebig verändert und fortlaufend durch neue ergänzt, der Wechsel der Moden, die ja nicht nur den Kleidungsstil bestimmen, sondern sich auch auf das Handeln, Urteilen und Erleben spürbar auswirken, hat ein verwirrendes Tempo. Der moderne Mensch lebt also in einer Umwelt, die sich dauernd verändert, und man braucht gar nicht an so katastrophenartige Veränderungen wie Krieg, Vertreibung und Geldentwertung zu denken, um zu verstehen, daß ihm die Ausbildung stabiler Verhaltensweisen und Wertvorstellungen oder gar ausgeprägter generationseigentümlicher Lebensstile kaum möglich ist, ja daß sie nicht einmal mehr sinnvoll erscheint.« (Väter und Söhne, in: Die europäische Zeitung, Nr. 5, 22.05.1957) Der Sitzplatz des Autors, des Schriftstellers und Intellektuellen ist kein aparter, sondern mittendrin – nicht im Abseits als sicherem Ort, sondern zu Hause, wobei dieses – das Privatleben, der Privatraum – den Kreuzungspunkt gesellschaftlicher und sozialer Zusammenhänge darstellt. Raum und Privatheit gehören zusammen, bedingen einander; im Privatraum der Familie und

ihrer Beziehungsmuster und –strukturen kommt zusammen, was der Schriftsteller Dieter Wellershoff in jahrzehntelangem Schaffensprozess beschrieben, womit er sich erzählerisch, in der Lyrik, in seinen Medienarbeiten, aber auch essayistisch beschäftigt hat.

Davon handelt dieses Lesebuch. Denn es versammelt neben Briefen und autobiographischen Texten viele Fotos aus Privatalben und dem Nachlass des Schriftstellers, die nicht nur die äußeren Lebensumstände dokumentieren, sondern darüber hinaus einen (selbst-)kritischen Intellektuellen und Künstler in Momentaufnahmen festhalten – in Momentaufnahmen freilich, die – wie auch die mitgelieferten Texte – deutlich machen, dass sich bei Wellershoff alles um einen Kern bewegt: das menschliche Leben. Dessen Möglichkeiten, aber auch dessen Beschränkungen (in soziologischem wie psychologischem Sinne), Hoffnungen und Ängste, helle Licht- wie dunkle Schattenseiten hat er auf faszinierende Weise gestaltet. Was er dabei als eigene Faszination erlebt hat, vermittelt sich in seinen literarisch-künstlerischen Arbeiten auch an seine Leserschaft, die – wie nicht zuletzt der Herausgeber – mit Staunen vor dem Materialdepot, den vielen Entwürfen, Konzepten und Notizen steht, von denen hier etliche aus den 80er und frühen 90er Jahren mitgeteilt werden und die als Stoffsammlungen für weitere Erzählungen, Novellen und Romane zu verstehen sind.

Das Lesebuch hätte seinen Zweck dann erfüllt, wenn es Lust auf mehr, wenn es Anlass zum Wieder- und/oder Weiterlesen böte.

1. Kindheit und Jugend

»Wohnungen, Umgebungen«

(1984)

Von allen Wohnungen, die man zeit seines Lebens bewohnt, ist die erste die zufälligste, denn seine Eltern hat man sich nicht ausgesucht. Und doch werden gerade die Wohnungen, das Haus, in dem man seine Kindheit erlebt, als Heimat empfunden oder zumindest als ein natürlicher, selbstverständlicher Ort, von dem selbst die Phantasie sich zunächst nur probeweise und nicht ohne Ängste fortbewegt. An die erste Wohnung meiner Eltern in Neuss, in der ich meine ersten viereinhalb Lebensjahre verbrachte, habe ich allerdings kaum Erinnerungen. Über meinem Bett hing ein Foto des Märchenbrunnens aus dem Düsseldorfer Hofgarten: Drei Kinder sitzen auf einem weißen Felsen und blicken zu drei wasserspeienden schwarzen Fröschen herunter. Dies ist vermutlich das erste Bild, das sich mir eingeprägt hat. Ich sah es immer mit einem leisen Unbehagen, weil ich die Frösche fremd und bedrohlich fand. Aus dem nebelhaften Dunkel, in das die Wohnung gehüllt ist, taucht auch noch eine andere Szene auf, eine quälende Situation. Ich sitze, aufgebockt auf einer Lage von Kissen, am Eßtisch mit meinen Eltern zusammen und soll ein Käsebrot essen, das ich nicht mag. Ich verstehe nicht, daß die Eltern meinen Unwillen nicht verstehen und nicht dulden wollen, und sträube mich erbittert. Beide, rechts und links von mir sitzend, reden auf mich ein. In meiner Erinnerung sind sie nur große dunkle Flecken.

Alle deutlicheren Erinnerungen beziehen sich auf die Welt außerhalb der Wohnung. Ich fahre mit meinem Dreirad auf dem Bürgersteig unserer Straße und noch ein Stück um die Ecke herum. Dort ist die Hauptstraße. Straßenbahnen und Pferdefuhrwerke kommen vorbei. Ich darf höchstens bis zum Bäckerladen, dann muß ich umkehren. Viele Leute, die in den Läden kaufen, kennen mich und sprechen mich freundlich an. Aber ich darf nie mit fremden Leuten weggehen, auch nicht, wenn sie mir etwas schenken. Manchmal nehmen mich meine Eltern in die Stadt mit, meistens zum Einkaufen. Ich erinnere mich an Wände voller Schuhkartons, an Mäntel, die ich anprobieren muß, an Mützen, die mir über den Kopf gestülpt

werden. Ich will nicht, bin unlustig und quengelig. Meine Eltern fassen mich an den Händen und ziehen mich auf der Straße hinter sich her. Es gab auch phantastische Augenblicke. Auf einer Wiese werden Fesselballons gefüllt und steigen in den Himmel hoch. Am Ende unserer Straße brennt ein Haus. Zusammen mit anderen Menschen laufe ich dorthin, sehe gebannt schwarze Qualmwolken und die roten Flammen, die aus dem Dach und den oberen Fenstern des Hauses schlagen. Auch die Feuerwehr ist angekommen, Männer mit Helmen entrollen Schläuche, laufen in das Haus hinein. Und plötzlich ist meine Mutter da. Sie hat mich gesucht und hier, weit außerhalb meines erlaubten Bereiches, hat sie mich gefunden. Einen Augenblick darf ich noch zusehen. Dann zieht sie mich weg.

Vielleicht gehört zu solchen Reviererweiterungen auch der Blick aus einem Fenster des Wohnzimmers auf die andere Seite der Straße, die ich nicht allein überqueren durfte. Dort befand sich ein großer Schulhof, und ich sah jeden Tag den Kindern zu, die in den Pausen dort lärmend herumliefen. Doch nach einiger Zeit stellten sie sich alle in langen Reihen auf und verschwanden wieder im Haus. In diesem Augenblick, denke ich, war ich wieder dem formlosen Zustand ausgeliefert, der sich in meiner Erinnerung als dunkler Nebel abgebildet hat. Der leere Schulhof verfing nicht mehr dagegen. So ging ich nach einiger Zeit wieder vom Fenster weg und wendete mich irgendeinem Spiel, einer Beschäftigung in der Wohnung zu. Es ist der Moment, in dem der Blick der Erinnerung erlischt, als hätte ich mich selber aufgelöst.

Ich glaube nicht, daß das Leben in dieser Wohnung eine schreckliche Erfahrung war, die ich verdrängen mußte, denn als ich für sechs Wochen zu einer Tante geschickt wurde, weil meine Mutter schwanger war und sich nicht wohlfühlte, sehnte ich mich nach Hause. Wahrscheinlich ist nur die selbstvergessene Versunkenheit des kleinen Kindes, das auf dem Teppich mit Bauklötzen spielt und vor sich hinbrabbelt, im Erinnerungsnebel verschwunden, weil sie mit den grelleren, aufweckenden Reizen der Welt außerhalb der Wohnung nicht konkurrieren konnte. Trotzdem starre ich manchmal in diesen dunklen Nebel und versuche zu erkennen, was dort zu sehen wäre, würde sich der Nebel lichten. Undeutlich, wie auf einem unterbelichteten Negativ, zeigt sich mir dann ein Kind, das sich unter dem Tisch des Wohnzimmers eine eigene Wohnhöhle eingerichtet hat. Es ist umgeben von seinen Spielsachen, und es will auch sein Essen dort bekommen. Es sitzt hinter den herunterhängenden Fransen der Tischdecke und übt sich darin, ein eigenes Ich zu haben. Dies, denke ich, war mein erstes Arbeitszimmer.

Als mein Vater 1930 nach Grevenbroich, einer kleinen Kreisstadt am Niederrhein, versetzt wurde, erwartete uns dort ein eigenes Haus mit Garten. Es war ein Neubau, an einer Stichstraße gelegen, an der damals nur ein einziges anderes Haus stand. Ringsum war alles grün. Die Straße, umgeben von zwei Gärten und einem Park, endete zwischen brachliegenden, völlig zugewucherten Grundstücken. Hinter unserem Garten zog sich ein anderer weitläufiger Park mit alten Bäumen hin. Er gehörte dem Amtsrichter Ackermann, einem würdigen Herrn mit grauem Bart, der morgens von seiner Villa durch seinen Park zum Gerichtsgebäude wanderte und mittags wieder zurückkehrte. Man sah ihn allerdings nur, wenn die Bäume kahl waren und nur von den oberen Fenstern unseres Hauses aus. Er ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, durch die inneren Gefilde seines Eigentums und entsprach ganz populären Darstellungen Gottvaters, der sinnend durch den Garten Eden schreitet. Über den hohen Zaun in Ackermanns Park zu klettern, ihn zu durchqueren oder die Villa zu beschleichen, war eines der Abenteuer, die die nähere Umgebung unseres neuen Hauses bot. Nicht viel weiter weg lag ein gefährlicheres Abenteuergelände, das Areal einer stillgelegten Fabrik, das zu betreten durch ein großes Schild verboten wurde, das sich aber zum Versteckenspielen und zu geheimbundartigen Freundschaftstreffs besonders eignete.

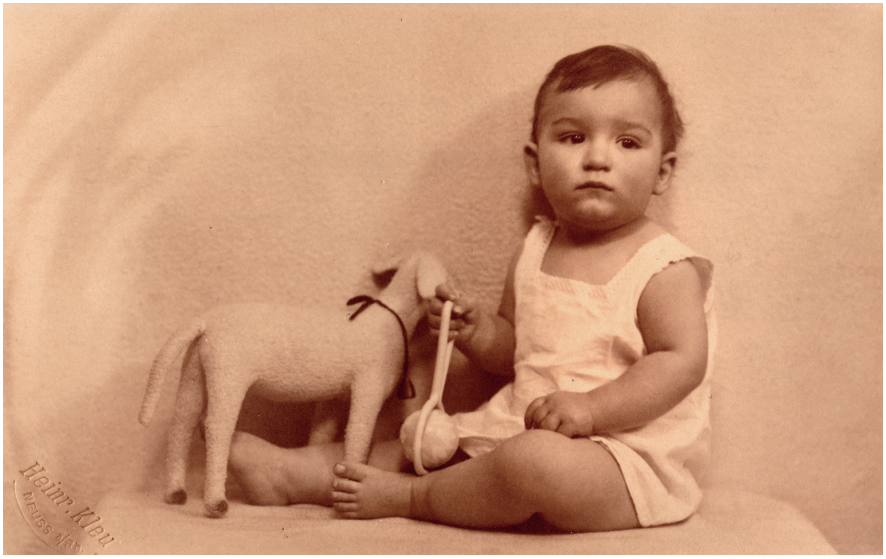
Aber die eigentliche Attraktion des Ortes war die Erftniederung, die den schmalen Ort im rechten Winkel durchquerte, so daß ich von unserem Haus aus in der einen Richtung nur fünf, in der anderen höchstens zehn Minuten brauchte, um in der freien Natur oder, wie ich es nannte, in der Wildnis zu sein. Nachdem ich ein wenig älter geworden war und zur Schule ging, und erst recht, als ich angefangen hatte, die Bücher von Karl May, Cooper und Steuben zu lesen, zog ich mit ein paar Freunden jeden Nachmittag durch diese Landschaft. Wir hatten uns mit selbstgeschnitzten Bögen, Pfeilen und Holzspeeren bewaffnet und schwelgten in der Vorstellung, Indianer zu sein, die durch ihre Jagdgründe streiften. Hier gab es alles, was man sich wünschen konnte: Pappelwälder, ausgedehnte Erlen- und Weidengebüsche, ungemähte Wiesen mit hohem Sommergras, Tümpel und Wassergräben voller Kaulquappen und Frösche und natürlich den Fluß mit seinen Schilfufern und kleinen lehmigen Buchten, in denen Stichlingsschwärme in der Sonne standen und Libellen umherschwirrten.

Wenn man weiterzog, bis hinter das nächste Dorf, kam man an eine langgezogene, mit Mischwald bewachsene Hügelkette, deren höchste Erhebung, knapp neunzig Meter über Meeresniveau, der Welchenberg hieß. Mein Vater hatte mir

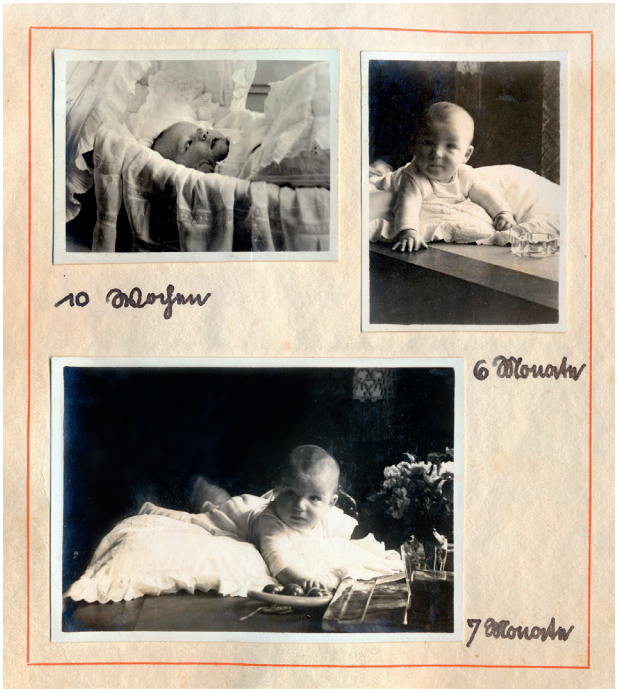
erklärt, der Name wäre entstanden, weil die Holländer, die in einem völlig flachen Land lebten, beim Anblick dieses Berges »Welch ein Berg« gerufen hätten. Hier waren wir allerdings in feindlichem Gebiet und konnten mit den Dorfjungen aneinandergeraten, besonders wenn sie sahen, daß wir mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren. Die Bauerndörfer ringsum waren immer gefährliches Terrain für Jungen aus der Kreisstadt. Es gab eine schwelende Rivalität, die sich manchmal, wenn sich feindliche Gruppen zusammenrotteten, in Steinwürfen und Schlägereien austobte. Später, als alle die Uniform des Jungvolkes trugen, wurden diese Kämpfe in Form von Geländespielen fortgesetzt.

Die Spiel- und Abenteuermöglichkeiten der Umgebung sind damit längst nicht alle beschrieben. Es gab zum Beispiel mehrere stillgelegte und wieder mit Gras und Buschwerk überwachsene Sandgruben, deren bizarre Bodenformationen mit ihren vielen Buckeln, Mulden und Abhängen sich besonders gut für das Indianerspiel eigneten. Nach der Getreideernte dehnten wir dann unsere Streifzüge auf die Stoppelfelder aus und kletterten auf den Strohmieten und in den Feldscheunen herum. Beliebte Klettergelände waren auch die Gerüste und Leitern von Neubauten, auf denen wir manchmal noch in der Dunkelheit mit Taschenlampen Nachlaufen spielten, erstaunlicherweise ohne daß jemals ein Unglück geschah. Fast in allen kleineren Straßen der Stadt konnte man unbehelligt vom Verkehr Fußball spielen. Es gab aber auch einen Sportplatz und später ein großes Freibad. Doch das Schwimmen im Fluß war schöner, vor allem, wenn man sich einen Kahn mietete oder, falls man zu mehreren war, gleich zwei Kähne, um weiter oberhalb auf dem Fluß, wo uns niemand sah, eine »Seeschlacht« zu veranstalten, die immer darauf hinauslief, daß wir alle ins Wasser fielen.

Zweifellos war der Umzug nach Grevenbroich für mich ein großer Glücksfall, vor allem, wenn ich an die Kindheit und die frühen Jugendjahre denke. Es sind die Jahre der Expansion, der phantasiegeleiteten Welteroberung, und dort gab es jede Gelegenheit dazu. Ich glaube, daß dies grundlegende Erfahrungen waren. Sie haben meine Zustimmung zum Leben fundiert, eine Neugier, einen Geschmack daran, die mir auch durch enttäuschende und bedrückende Erfahrungen nie ganz ausgetrieben wurden.


Heinr. Kbu
Neuss a/Rh.

Geburtshaus.
Neuß Bürgerder Str.


10 Wochen
6 Monate
7 Monate

Lyukka, die ersten Veilchen sind gekauft!
24. Juli 1926.
Königswinter,
Patenkind Gründel
17. August 1926.